



# Jugenderinnerungen an Nürnberg

VON

*Ludwig Berlin, geb. am 29.6.1921 in Nürnberg*

## Das Melanchthon-Gymnasium



**Der elfjährige Ludwig Berlin**

(Foto: Mr. Ludwig Berlin)

1931, zwei Jahre bevor die Nazis an die Macht kamen, war ich in das örtliche Gymnasium - gegründet von Philipp Melanchthon, dem großen deutschen Humanisten und religiösen Reformereingetreten.

Die Schule hatte einen stark klassischen Charakter. Zulassung erfolgte nur durch Prüfung und eine selbstverständliche Klassenlosigkeit herrschte vor. Die monatliche Gebühr betrug 20 Mark (damals etwa ein Pfund Sterling), welche ich dem Klassenleiter in einem Umschlag aushändigte. Viele Jungen bekamen alles oder einen Teil ihres Schulgeldes erlassen.

Zwischen den marmornen Treppenhäusern, den weiten, sauber riechenden Korridoren und den funktionellen Klassenzimmern herrschten die einfachen Prinzipien, daß jedes Schuljahr seinen Lehrplan hatte, der abgedeckt werden mußte, und daß man Geschichtsdaten und lateinische und griechische Verben zu wissen hatte.

Die Stunden wurden in reinem Hochdeutsch gehalten. Untereinander sprachen wir den rauhen fränkischen Dialekt. Im Sommer begann der Unterricht um halbnacht, im Winter um acht Uhr, aber wir hatten fünf Minuten eher an unseren Bänken zu sitzen. Die Jungen kamen niemals zu spät und fehlten selten. Die meisten Nachmittage waren frei.

Die höhergestellten Lehrer waren würdige Herren von mittlerem Alter, die Ordnung zu halten

wußten ohne zu streng zu sein. Unter ihnen war Dr. „Papa“ Rast. Er hatte einen dicken Bauch mit einer Uhrkette und lief außerordentlich schnell. Ich pflegte ihn mit meinem Fahrrad auf dem Weg zur Schule zu überholen, aber wenn ich in der Klasse ankam, außer Atem nach meinem Spurt vom Fahrradschuppen, saß er schon an seinem Pult und blickte mich scharf über seinen Zwicker an.

Jedes Trimester stellte er uns Tests zusammen. „Numeriert die Linien auf euren Blättern von eins bis fünfzig. Nun, Frage eins: Nenne das Datum der Schlacht von Zama und den Namen des Siegers.“ Die korrekte Antwort lautete: „202 v. Chr., Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus Magnus.“ Das waren sieben Punkte, einer für jede Einzelheit. Am nächsten Tag gab er die korrigierten Blätter zurück, in der Reihenfolge der Punktezahl. Die, die schlecht abgeschnitten hatten, mußten den Test nochmals machen.

Dr. Helmreich lehrte Latein und Griechisch. Er war vom Geist der Antike erfüllt, und wenn er sprach, schien sich ein helleres Licht über dem Klassenzimmer auszubreiten. Er verbrachte seine Ferien in Griechenland - was zu dieser Zeit angesichts des Gehaltes eines Lehrers schwierig gewesen sein muß - und kam zurück mit Photographien von Delphi und Argos.

Jedes Jahr, wenn wir in eine höhere Klasse vorrückten, wurde das Band um unsere Schulmütze gewechselt. Wie um unseren sich weitenden Horizont zu symbolisieren, schritt die vorgeschriebene Farbkombination von Nürnbergs Stadtfarben Rot und Weiß im ersten Jahr fort zu den bayerischen Farben Weiß und Blau im zweiten. Das Schwarz-Rot-Gold der Weimarer Republik sollten die Farben im dritten Jahr darstellen.

So vergingen zwei Jahre. Dann kam dieser Januartag 1933, an dem der alte Präsident Hindenburg Hitler zum Reichskanzler machte. Bald wurde das friedliche Schwarz-Rot-Gold verdrängt und durch das Schwarz-Weiß-Rot des nationalistischen Deutschlands ersetzt.

Ein anderer Ton drang in die Schule ein. Wenn der Lehrer morgens das Klassenzimmer betrat, standen die Jungen auf, hoben ihre Arme und schrieten: „Heil Hitler!“ Der Lehrer antwortete in gleicher Weise. Diese Art zu grüßen hatte „Guten Morgen“, „Guten Abend“ und „Guten Tag“ verdrängt. Jeder, der „Guten Morgen“ statt „Heil Hitler“ sagte, war sofort verdächtig, ein Dissident zu sein. Ich behielt meinen rechten Arm unten. Ich glaube nicht, daß etwas anderes von mir erwartet wurde.

Es gab einen Jungen in unserer Klasse, der auch seinen Arm nicht erhob. Er war evangelisch und die anderen Jungen sagten, daß seine Eltern sehr religiös seien. Er arbeitete hart, aber seine Noten waren nur durchschnittlich. Eine Zeitlang hielt er durch, aber schließlich hob auch er seinen Arm, wenn auch widerstrebend. Ich hörte ihn nie „Heil Hitler“ rufen. Er bewegte kaum seine Lippen.

Wenn wir uns im Schulhof versammelten, stellten wir uns in militärischer Formation auf und standen in Dreierreihen stramm. Lehrer und Schüler sangen das „Deutschlandlied“, gefolgt von der offiziellen Nazihymne, dem „Horst-Wessel-Lied“. Da standen sie, die Humanisten, die mit Homer und Horaz aufgewachsen waren, und sangen das Lied der braunbehemdeten Straßenkrieger, die Arme hochgereckt zu dieser geistlosen Geste. Die Lehrer standen den Jungen gegenüber und ich konnte sie beobachten. Die meisten Gesichter waren ausdruckslos und die Arme nur schlaff gehoben. Die wenigen Nazi-Enthusiasten unter den Lehrern verzerrten ihre Gesichter zu einem heroischen Ausdruck. Die Kiefer sprangen hervor, die Augen starrten in die Weite und jede Sehne ihrer Arme drängte vorwärts und aufwärts.

Die Nazis unter den Lehrern waren zweite Wahl, Possenreißer ohne Fähigkeit oder Persönlichkeit, die weder lehren noch Ordnung halten konnten. Jetzt kamen sie nach oben. An ihrem Revers trugen sie das Hakenkreuzabzeichen der Mitglieder der Nazi-Partei. Bei Schulfeiern übernahmen sie das Rednerpult und hielten schwülstige Ansprachen über die Naziphilosophie während die Schüler auf ihren Bänken herumrutschten und die anderen Lehrer mit teilnahmslosen Gesichtern zuhörten.

Immer mehr der „arischen“ Jungen schlossen sich der Hitler-Jugend an. Schließlich wurde Mitgliedschaft praktisch zur Pflicht. Wenige waren fanatische Nazis. Mitgliedschaft in der Hitler-Jugend wurde als guter Spaß betrachtet und als willkommene Abwechslung vom langweiligen Lernen. Manche der Jungen tauchten in Uniform auf, fertig für den Appell nach der Schule. Stunden fielen aus und die besseren Lehrer wurden unglücklich. „Papa“ Rast konnte seine Verstimmung nicht verbergen. Das Ende des Schuljahres nahte heran und seine Klasse würde den Lehrplan nicht schaffen. „Er wird nicht lange bleiben“, sagten die Jungen, „er ist ein Sozi“. („Sozi“ stand für Sozialdemokrat, gerade wie „Nazi“ für Nationalsozialist.) Als das nächste Schuljahr begann, war er nicht mehr da. Die Jungen sagten, er sei in Pension gegangen.

Teile unserer Turnstunden nahmen einen militärischen Charakter an. Unsere Klasse nannte sich jetzt eine „Truppe“ und übte mit Eisenstäben, die wir wie Gewehre behandelten, mit Schultern und Absetzen der Waffe und mit Marschieren, Umdrehen und Stehenbleiben auf Befehl des Turnlehrers. Später wurden die Eisenstäbe durch hölzerne Gewehrattrappen ersetzt. Gelegentlich wurden wir zu einem Schützenverein gebracht und übten das Schießen mit kleinkalibrigen Waffen.

Die „Truppe“, zu der ich gehörte, wählte ihren Namen nach einem berühmten U-Boot-Kapitän aus dem Ersten Weltkrieg, dem viele Versenkungen zugerechnet wurden, und viele Gedanken wurden auf die Gestaltung eines attraktiven Wimpels verwendet.

Traditionsgemäß wurde in jedem Trimester ein Tag als Wandertag freigemacht. Dies pflegte früher ein Bummel durch die Landschaft zu sein. Jetzt jedoch wurden wir in Angreifer und Verteidiger geteilt und krochen auf allen Vieren durch Sand und Ginsterbüsche, während die Lehrer, wie Schiedsrichter bei Armeemanövern, bestimmten, wer tot oder gefangen war.

Jeden Tag ging ich zur Schule, saß die Stunden ab und ging wieder nach Hause. Bald setzte ich mich an die letzte Bank im Klassenzimmer. Ich erinnere mich nicht, wie es dazu kam. Die letzte Bank schien der einzig mögliche Platz für mich. Jede Bank bot Platz für zwei und ich teilte meine mit Hans, dem einzigen anderen jüdischen Jungen in der Klasse und weitaus besten Mathematiker, begabter als irgendeiner der Lehrer. Er hatte einen Mini-Radioempfänger in eine kleine Zigarettenschachtel eingebaut, und wir lauschten den leise hörbaren Programmen. Während der Pausen blieben wir unter uns. Wenn wir ruhig den Schulhof auf und abgingen, schien sich ein kaum greifbarer, leerer Kreis mit uns zu bewegen, wie ein Schatten.

Wenige der Jungen waren feindlich und die Gelegenheiten, bei denen ich beleidigt wurde, waren selten. Ich hatte nicht einmal das Gefühl, unbeliebt zu sein. Jedoch bezogen sie uns nie in ihre Unterhaltung ein. Es gab aber auch nichts, worüber wir hätten sprechen können. Wir hatten Unterricht zusammen, teilten aber keinen anderen Aspekt des Lebens.

Mein größtes Problem war mich passend zu benehmen, den richtigen Gesichtsausdruck aufzusetzen, höflich, aber nicht anbiedernd zu erscheinen, zurückhaltend, aber nicht schroff. Dies empfand ich als die schwerste Last. Ich war elf Jahre alt, als es begann. Rückblickend bezweifle ich, ob unsere Eltern - selbst engagiert in einem hoffnungslosen Kampf um das wirtschaftliche Überleben - sich gewärtig waren, welchem psychologischen Druck wir in der Schule ausgesetzt waren.

Die Nazis hatten am Stadtrand von Nürnberg eine weite Fläche für ihre jährlichen Massenveranstaltungen freigemacht. Ungeheure Mengen von Stein und Beton und eine große Anzahl Fahnenmasten wurden verwendet, um einen Hintergrund zu schaffen, vor dem Hitler zu den Zehntausenden seiner Brauhemden sprechen konnte.

Als das Projekt sich seiner Vollendung näherte, wurde es zum Gegenstand eines Schulaufsatzes gemacht: „Beschreibe das Parteitagsgelände“. Eine Straßenbahnfahrt und ein kurzer Spaziergang brachten mich auf das Gelände, wo ich die stumpfsinnigen Blöcke, Steintreppen, Brüstungen und Fahnenmasten in Augenschein nahm. Ich schritt die Entfernungen ab und schätzte die Winkel.

Der Aufsatz, den ich abgab, bestand aus einer präzisen, naturgetreuen Beschreibung dessen, was

ich gesehen hatte, im einfachsten und klarsten Deutsch, das ich aufbieten konnte. Nirgends erschienen die Worte Nationalsozialismus, Partei, Braunhemden oder Führer. Die anderen Jungen nahmen den Aufsatz als eine Gelegenheit, Naziparolen und Propaganda von sich zu geben. Sie dachten, es sei ein sicherer Weg zu guten Noten. Der Klassenleiter gab in der Tat die beste Bewertung einem Aufsatz, der voll von Nazischwulst war. Mein Aufsatz war der zweitbeste. Wenige Tage später mußte er eine zusätzliche Erklärung abgeben: „Der Direktor hat eure Aufsätze gelesen und mich angewiesen, die ersten beiden Plätze auszutauschen.“ Der Name des Direktors war Dr. Friedrich Staehlin. Ehre seinem Gedenken.

Vier Jahre vergingen. Für eine Weile behauptete ich meinen bisherigen Stand in der Klasse, aber jedes Jahr fand ich es schwieriger, mich zu konzentrieren und schließlich verlor ich das Interesse, obwohl ich am Schuljahresende immer noch ohne Schwierigkeiten in die nächste Klasse vorrückte. Mir war nicht erlaubt, das Abitur zu machen. Keine deutsche Universität würde mich zulassen. Alle Berufe waren mir verschlossen.

Die Nazis zwangen durch die von ihnen kontrollierten Schulbehörden alle Schulen, ihre jüdischen Schüler auszustoßen. „Der Stürmer“, unübersehbar in seinen gläsernen Schaukästen an den Straßenecken ausgestellt, drängte in fettgedruckten Überschriften „die Schulen von den Juden zu säubern“. Wir hatten damals bereits einen neuen Direktor. Meine Eltern suchten ihn auf. Sie wußten, daß er machtlos war, genauso wäre es der alte Direktor gewesen. An Ostern 1937, wenige Monate vor meinem 16. Geburtstag, ging ich von der Schule ab. Mein Schlußzeugnis besagte: „Er verläßt die Schule aus freiem Entschluß.“ Als achtzehn Monate später das Gesetz des deutschen Staates endgültig und offiziell alle jüdischen Schüler von seinen Schulen verwies, war kaum noch einer übrig, auf den man es hätte anwenden können.

### **Der 30. Januar 1933**

Der große Rasen in unserem Garten eignete sich sehr gut zum Fußball und zog die Jungen von den benachbarten Häusern und Läden an. Die beiden dicken Söhne vom Bäcker an der Ecke ließen keine Gelegenheit zu einem Spiel aus. Der Rasen konnte den Auswirkungen von zwölf Paar Schuhen nichts standhalten. Regelmäßig mähte ein schlecht gezielter Schuß die umstehenden Blumen und Büsche nieder und unser ungeduldiges Zurückholen des Balles trug noch mehr zur Zerstörung bei. Manchmal wurde unsere Ausgelassenheit für kurze Zeit vom Gärtner oder durch das Erscheinen eines Elternteiles am Fenster unterbrochen. Schließlich wurde ein Verbot ausgesprochen, aber ungenügend überwacht und durchgesetzt. Dann wurde das Problem auf unerwartete Weise gelöst.

Ich hatte eine Leidenschaft für das Sammeln von Zigarettencoupons, grünen Papierstückchen mit roten Seriennummern, entwickelt. Wenn man genug Coupons zusammenhatte, konnte man sie zum Tabakhändler bringen und schließlich würde der Briefträger mit einem Päckchen von der Zigarettenfirma kommen, das vielfarbige Bildkarten von den prachtvollen Uniformen der deutschen Vorkriegsarmee enthielt. Diese konnten in ein spezielles Album geklebt werden.

Nachdem ich meinen Vater mehrere Monate lang gedrängt hatte, diese von mir hochbegehrte Zigarettenmarke zu bevorzugen, besaß ich endlich genug Coupons und am Spätnachmittag des Dienstags, dem 30. Januar 1933, erschien ich im Laden unseres örtlichen Tabakhändlers, um die nötigen Formalitäten zu erledigen. Ich war elf Jahre alt.

Der normalerweise ruhige Laden war Schauplatz von viel Aufregung und Aktivität. Dies konnte schwerlich von den gewöhnlichen Tabakeinkäufen von Männern auf dem Heimweg von der Arbeit herkommen. Die Aufregung kam vom Radio. Nie zuvor hatte ich in einem Laden ein eingeschaltetes Radio gehört. Der Tabakhändler war in angeregter Unterhaltung mit seinen Kunden und die Kunden unterhielten sich miteinander: „Nun, jetzt kann er endlich zeigen, was er kann“, sagte einer. „Ich gönne ihm seine Chance schon“, fügte ein anderer hinzu.

Als ich den Laden verließ, stieß ich auf meinen Vater, der auf dem Heimweg war. „Hast du ge-

hört“, fragte ich ihn, „Hitler ist zum Reichskanzler gemacht worden“. Er blieb stehen und lachte halb ungläubig: „Du machst einen Witz.“ - „Nein, es ist wahr. Es war im Radio.“

Nach diesem Januartag 1933 kam eine große Veränderung über unser Leben. Über Nacht, so schien es, sicherlich innerhalb einer Woche, kam keiner von den Nachbarjungen mehr, um auf unserem Rasen Fußball zu spielen. Manchmal sah ich sie über den Zaun oder auf der Straße, aber sie ignorierten mich. Ich fand es schwierig zu wissen, welche Miene ich aufsetzen sollte. Manchmal frage ich mich, wo sie heute sind oder in welcher russischen Steppe oder afrikanischen Wüste ihre Knochen bleichen.

Bald waren die Schrammen und Blößen im Rasen von neuem grünen Gras bedeckt. Die Blumen blühten und die Zweige der Sträucher wuchsen unbeschädigt. Niemals war unser Garten schöner gewesen und niemals, in unserer wachsenden Isolierung, hatten wir besseren Gebrauch davon gemacht. An schönen Sonntagmorgen wurde das Frühstück auf dem schmiedeeisernen Tisch unter dem Akazienbaum serviert und in dieser paradiesischen Umgebung eingenommen. Jedoch, als die Jahre vergingen, wurde es klar, daß wir Haus und Garten, Nürnberg und Deutschland verlassen mußten und 1938 blieb der Rasen ungemäht, der Kiesweg ungerecht und Unkraut wuchs zwischen den Blumen.



**Ludwig Berlin 1934 in den Sommerferien in den Dolomiten**

(Foto: Mr. Ludwig Berlin)

Januar 2003

***Ludwig Berlin***

Lesen Sie auch: Jugenderinnerungen an Nürnberg und das Melanchthon-Gymnasium von *Jacob Rosenthal*